

Er lernte gerade Gutsverwalter, als er meine Mutter traf. Sie wurde schwanger mit mir, er brach seine Lehre ab und heiratete sie. Irgendwann muss er dann auf die Idee gekommen sein, dass meine Mutter und ich schuld an seinem Elend seien. Von all seinen Träumen war ihm nur sein Porsche geblieben und ein paar aufschneiderische Freunde.

Er hasste die Familie nicht nur, er lehnte sie einfach total ab. Das ging so weit, dass keiner seiner Freunde wissen durfte, dass er verheiratet war und Kinder hatte. Wenn wir Freunde von ihm trafen oder wenn ihn Bekannte zu Hause abholten, musste ich ihn immer mit »Onkel Richard« anreden. Ich war mit Schlägen so darauf programmiert, dass ich da niemals einen Fehler machte. Sobald andere Leute da waren, war er für mich der Onkel.

Mit meiner Mutter war das nicht anders. Sie durfte vor seinen Freunden nie sagen, dass sie seine Frau war, und vor allem sich nicht so verhalten wie seine Frau. Ich glaube, er gab sie immer als seine Schwester aus.

Die Freunde meines Vaters waren jünger als er. Sie hatten das Leben noch vor sich, jedenfalls meinten sie das sicher. Mein Vater wollte einer von ihnen sein. Einer, für den alles erst anfing. Und keiner, der sich schon eine Familie aufgehalst hatte, die er nicht mal ernähren konnte. So etwa war das mit meinem Vater.

Ich hatte im Alter von sechs bis acht natürlich überhaupt keinen Durchblick. Mein Vater bestätigte mir nur die Lebensregel, die ich schon auf der Straße und in der Schule lernte: schlagen oder geschlagen werden. Meine Mutter, die in ihrem Leben genug Prügel bekommen hatte, war zu derselben Erkenntnis gekommen. Immer wieder bläute sie mir ein: »Fang niemals an. Aber wenn dir jemand was tut, hau zurück. So doll und so lange du kannst.« Sie selber konnte ja nicht mehr zurückschlagen.

Ich lernte das Spiel langsam: selber Macht über andere oder

unterdrückt werden. In der Schule fing ich bei dem schwächsten Lehrer an. Ich rief ständig etwas in den Unterricht. Die anderen lachten jetzt über mich. Als ich das auch bei den strengeren Lehrern machte, da fand ich endlich echte Anerkennung bei meinen Mitschülern.

Ich hatte gelernt, wie man sich in Berlin durchsetzte: immer eine große Schnauze haben. Am besten die größte von allen. Dann kannst du Boss spielen. Nachdem ich mit meiner Klappe so erfolgreich war, wagte ich auch, meine Muskeln auszuprobieren. Eigentlich war ich nicht sehr stark. Aber ich konnte wütend werden. Und dann habe ich auch die Stärkeren umgehauen. Ich habe mich nachher beinahe gefreut, wenn mir in der Schule einer blöd kam und ich ihn dann vor der Schule wiedertraf. Ich musste meistens gar nicht handgreiflich werden. Die Kinder hatten einfach Respekt vor mir.

Ich war mittlerweile acht. Mein sehnlichster Wunsch war, schnell älter zu werden, erwachsen zu sein wie mein Vater, wirkliche Macht zu haben über andere Menschen. Was ich an Macht hatte, probierte ich inzwischen aus.

Mein Vater hatte irgendwann Arbeit gefunden. Keine, die ihn glücklich machte, aber eine, mit der er Geld für seine Sausen und seinen Porsche verdiente. Ich war deshalb nachmittags allein mit meiner ein Jahr jüngeren Schwester zu Haus. Ich hatte eine zwei Jahre ältere Freundin gefunden. Ich war stolz, eine ältere Freundin zu haben. Mit ihr war ich noch stärker.

Mit meiner kleinen Schwester spielten wir fast jeden Tag das Spiel, das wir gelernt hatten. Wenn wir aus der Schule kamen, suchten wir Zigarettenkippen aus Aschenbechern und Mülleimern. Wir strichen sie glatt, klemmten sie zwischen die Lippen und pafften. Wenn meine Schwester auch eine Kippe haben wollte, bekam sie was auf die Finger. Wir befahlen ihr, die Hausarbeit zu machen, also abwaschen, Staub wischen und was uns die Eltern noch so aufgetragen

hatten. Dann nahmen wir unsere Puppenwagen, schlossen die Wohnungstür hinter uns ab und gingen spazieren. Wir schlossen meine Schwester so lange ein, bis sie die Arbeit gemacht hatte.

In dieser Zeit, als ich so acht, neun war, machte in Rudow ein Ponyhof auf. Wir waren zuerst sehr sauer, denn für den Ponyhof wurde so ziemlich das letzte Stück freie Natur, in das wir mit unseren Hunden flüchten konnten, eingezäunt und abgeholzt. Dann verstand ich mich mit den Leuten da aber ganz gut und machte Stallarbeiten und Pferdepflege. Für die Arbeit durfte ich ein paar Viertelstunden in der Woche frei reiten. Das fand ich natürlich wahnsinnig.

Ich liebte die Pferde und den Esel, den sie da hatten. Aber am Reiten faszinierte mich wohl noch etwas anderes. Ich konnte wieder beweisen, dass ich Kraft und Macht hatte. Das Pferd, das ich ritt, war stärker als ich. Aber ich konnte es unter meinen Willen zwingen. Wenn ich runtergefallen bin, dann musste ich wieder rauf. So lange, bis mir das Pferd gehorchte.

Mit den Stallarbeiten klappte es nicht immer. Dann brauchte ich Geld, um wenigstens eine Viertelstunde reiten zu können. Taschengeld bekamen wir selten. Da habe ich angefangen, ein bisschen zu betrügen. Ich habe die Rabattmarkenhefte eingelöst und die Bierflaschen von meinem Vater weggebracht, um das Pfandgeld zu bekommen.

So mit zehn fing ich auch an zu klauen. Ich klaute in den Supermärkten. Sachen, die wir sonst nicht bekamen. Vor allem Süßigkeiten. Fast alle anderen Kinder durften Süßigkeiten essen. Mein Vater sagte, von Süßigkeiten bekäme man schlechte Zähne.

Man lernte in Gropiusstadt einfach automatisch zu tun, was verboten war. Verboten zum Beispiel war, irgendetwas zu spielen, was Spaß machte. Es war überhaupt eigentlich alles verboten. An jeder Ecke steht ein Schild in der Gropiusstadt. Die sogenannten Parkan-

lagen zwischen den Hochhäusern, das sind Schilderparks. Die meisten Schilder verbieten natürlich Kindern irgendetwas.

Ich habe die Sprüche auf den Schildern später mal für mein Tagebuch abgeschrieben. Das erste Schild stand schon an unserer Eingangstür. Im Treppenhaus und in der Umgebung unseres Hochhauses durften Kinder eigentlich nur auf Zehenspitzen rumschleichen. Spielen, Toben, Rollschuh- oder Fahrradfahren – verboten. Dann kam Rasen und an jeder Ecke das Schild: »Den Rasen nicht betreten.« Die Schilder standen vor jedem bisschen Grün. Nicht einmal mit unseren Puppen durften wir uns auf den Rasen setzen. Dann gab es da ein mickriges Rosenbeet und wieder ein großes Schild davor: »Geschützte Grünanlagen«. Unter diesem Hinweis war gleich ein Paragraph aufgeführt, nach dem man bestraft wurde, wenn man den mickrigen Rosen zu nahe kam.

Wir durften also nur auf den Spielplatz. Zu ein paar Hochhäusern gehörte immer ein Spielplatz. Der bestand aus verpisstem Sand und ein paar kaputten Klettergeräten und natürlich einem Riesenschild. Das Schild steckte in einem richtigen eisernen Kasten drin, unter Glas, und vor dem Glas waren Gitter, damit wir den Quatsch nicht kaputt schmeißen konnten. Auf dem Schild stand also »Spielplatzordnung« und darunter, dass die Kinder ihn zur »Freude und Erholung benutzen« sollten. Wir durften uns allerdings nicht »erholen«, wann wir gerade Lust hatten. Denn was dann kam, war dick unterstrichen: »... in der Zeit von 8 bis 13 Uhr und 15 bis 19 Uhr.« Wenn wir also aus der Schule kamen, war nichts mit Erholung.

Meine Schwester und ich hätten eigentlich gar nicht auf den Spielplatz gedurft, weil man dort laut Schild »nur mit Zustimmung und unter Aufsicht des Erziehungsberechtigten« spielen durfte. Und das auch nur ganz leise: »Das Ruhebedürfnis der Hausgemeinschaft ist durch besondere Rücksichtnahme zu wahren.« Einen Gummiball durfte man sich da gerade noch artig zuwerfen. Ansonsten: »Ball-

spiele sportlicher Art sind nicht gestattet.« Kein Völkerball, kein Fußball. Für die Jungens war das besonders schlimm. Die ließen ihre überschüssige Kraft an den Spielgeräten und Sitzbänken und natürlich an den Verbotsschildern aus. Es muss einige Kohle gekostet haben, die kaputten Schilder immer wieder zu erneuern.

Über die Einhaltung der Verbote wachten die Hauswarte. Ich hatte schon ziemlich schnell bei unserem Hauswart verschissen. Nach unserem Umzug in die Gropiusstadt langweilte mich der Spielplatz aus Beton und Sand mit der kleinen Blechrutsche schon wahnsinnig. Da fand ich dann doch noch etwas Interessantes. Die Gullys im Beton, durch die das Regenwasser abfließen sollte. Damals konnte man das Gitter über dem Abfluss noch abheben. Später machten sie es dann fest. Ich hob also das Gitter ab und warf mit meiner Schwester allen möglichen Mist in den Gully. Dann kam der Hauswart, griff uns und zerrte uns in das Büro der Hausverwaltung. Da mussten wir beide, sechs und fünf Jahre alt, unsere Personalien angeben. So gut wir das schon konnten. Meine Eltern wurden benachrichtigt und mein Vater hatte einen guten Grund zum Prügeln. Ich begriff noch nicht so ganz, warum das so schlimm war, den Abfluss zu verstopfen. In unserem Dorf am Bach hatten wir ja ganz andere Sachen gemacht, ohne dass je ein Erwachsener gemeckert hätte. Ich begriff aber so ungefähr, dass man in Gropiusstadt nur spielen durfte, was von den Erwachsenen vorgesehen war. Also rutschen und im Sand buddeln. Dass es gefährlich war, eigene Ideen beim Spielen zu haben.

Das nächste Zusammentreffen mit dem Hauswart, das ich erinnere, war schon ernster. Das kam so: Ich ging mit Ajax, meiner Dogge, spazieren und kam auf die Idee, für meine Mutter Blumen zu pflücken. Wie ich es in unserem Dorf früher fast auf jedem Spaziergang gemacht hatte. Es gab aber zwischen den Hochhäusern nur die mickrigen Rosen. Ich machte mir die Finger blutig, um ein paar Blumen von den Strauchrosen abzuknicken. Das Schild »Geschützte